

»ES IST SCHWIERIG. SEHR SCHWIERIG!«

Die nigerianische Autorin Chimamanda Ngozi Adichie wurde mit ihren TED-Talks und Büchern – darunter einem feministischen Erziehungsratgeber – weltberühmt. Ihre vierjährige Tochter groß zu ziehen, ist jedoch anders als gedacht





Adichie nutzt ihre Prominenz, um nigerianische Designer bekannter zu machen. Hier trägt sie eine Bluse von Grey Projects

Es gibt ein Video, das die Bedeutung von Chimamanda Ngozi Adichie gut zeigt, es wurde im Dezember 2018 in London aufgenommen: Adichie nimmt neben Michelle Obama Platz, um sie zu ihrer Biografie *Becoming* zu interviewen, das Publikum applaudiert stürmisch. »Einmal tief Luft holen, Leute! Sie ist für eine ganze Stunde hier«, kündigt Adichie an. »Ich bin ganz schön aufgeregt«, unterbricht Obama, »ich bin ein Fangirl von dieser Frau, mit der ich auf der Bühne sitze.«

Die 42-jährige Adichie stammt aus Nigeria und ist die vielleicht einflussreichste afrikanische Schriftstellerin der vergangenen Jahre. Sie wird sowohl von Kritikern verehrt, als auch in der Popkultur gefeiert: Beyoncé hat einige Sätze aus Adichies TED-Talk *We should all be feminists* gesampelt, die Oscar-Preisträgerin Lupita Nyong'o produziert ihren preisgekrönten Roman *Amerikanah* als Serie für HBO. Er handelt von einer jungen Frau, die aus Nigeria stammt, in der Erwartung auf eine modernere Welt in die USA auswandert und dort zu ihrer Verwunderung feststellt, dass das Land von Rassenfragen viel stärker beherrscht wird als ihre Heimat. Wie schaut Adichie selbst auf ihren Weg vom nigerianischen Schulmädchen zur internationalen Vorzeige-Feministin?

Frau Adichie, Sie sind eine weltweit bekannte Autorin. Erinnern Sie sich noch an Ihre erste Geschichte?

Die erste Geschichte, die mir in Erinnerung geblieben ist, habe ich in der ersten Klasse geschrieben, mit sechs Jahren. Die Hauptfigur war ein Mädchen, ich glaube, ihr Name war Anne. Ich weiß nicht mehr, was mit ihr passiert ist, aber ich hatte sie gezeichnet. Das Stück war vier Seiten lang, also seeeeehr lang für eine Sechsjährige.

Sie waren erst sechs? In Deutschland lernen die meisten Kinder in dem Alter erst Lesen.

Ich habe Lesen und Schreiben im Kindergarten gelernt. Mit vier oder fünf Jahren habe ich meiner Großmutter einfache Wörter beigebracht, weil sie Analphabetin war. In meiner Erinnerung sitzen wir auf der Veranda unseres Hauses in Nigeria, vor uns eine kleine schwarze Tafel, auf die ich die Buchstaben geschrieben habe, damit sie sie wiederholt: c-a-t – »cat«. Das hat sie getan (lacht)! Ich hatte eine sehr geduldige Großmutter.

Diese ersten Geschichten, die Sie geschrieben haben – waren die von Ihren eigenen Erlebnissen inspiriert oder von den Büchern, die Sie damals gelesen haben?

Als Kind habe ich Bücher über Menschen in England oder Amerika gelesen, weil diese Bücher einfach zu bekommen waren: Die Universität, an der mein Vater unterrichtet hat, war an eine amerikanische Universität angegliedert. Die Kinder in diesen Büchern lebten in einer Umgebung, die

Chimamanda Ngozi Adichie, 42, wurde in Nigeria geboren, sie lebt in Lagos und bei Baltimore in den USA. Ihre Bücher waren internationale Bestseller und wurden vielfach ausgezeichnet. Dieses Jahr verfilmt HBO ihren Roman »Amerikanah« als Serie

sehr anders war als meine: Sie spielten im Schnee und aßen Äpfel, sie hatten nichts mit der Welt zu tun, in der ich lebte. Ein Buch, dachte ich, ist etwas, in dem weiße Menschen etwas machen. Als ich zu schreiben begann, hatten alle meine Figuren daher blaue Augen und blonde Haare.

Ihr Vater war der erste Statistik-Professor von Nigeria. Ihre Familie wohnte auf einem Campus in der Universitäts-Stadt Nsukka. Können Sie die Welt beschreiben, in der Sie aufgewachsen sind?

Der Campus war eine *gated community*, eine kleine, geschlossene Welt. Wir hatten unsere eigenen Bibliotheken und Schulen, ein Gesundheitszentrum, eine Kirche. Kirche war sehr wichtig, ich wurde katholisch erzogen. Wenn ich an meine Kindheit denke, werde ich sehr nostalgisch, manchmal weiß man erst hinterher, was man einmal alles hatte. Ich war laut und habe meine Meinung gesagt, ich bin mit Büchern aufgewachsen, was für mich sehr, sehr prägend war. Meine Eltern haben das unterstützt, wären aber nie auf die Idee gekommen, dass ich eines Tages vom Schreiben leben würde.

Adichie spricht mit einer warmen, tiefen Stimme, immer wieder bricht sie in Lachen aus. Sie ruft an diesem Wintertag aus Nigeria an, wo sie einige Monate mit ihrer Familie verbringt, bevor sie in die USA zurückkehren. Dort leben sie in einem Vorort von Baltimore. Fast ein Jahr hat es gedauert, diesen Termin für ein ausführliches Interview zu finden: Sie ist ständig unterwegs, fast jeden Monat besucht sie ein anderes Land, um bei Literaturfestivals aufzutreten, Vorträge zu halten oder Modeschauen wie die Pariser Fashion Week zu besuchen.

In Lagos, einer Megastadt voll Chaos und Umbruch, hat Adichie ein Haus in einer Gegend gebaut, die vor 20 Jahren noch Sumpfland war und wo nun Häuser stehen, für die man mehrere Millionen Dollar bezahlen muss. Dem New Yorker zufolge ist Adichie hier so berühmt, dass Fremde in Restaurants manchmal ihre Rechnung bezahlen. Ihre Bücher gehören zu den Werken mit den meisten Raubkopien, neben der Bibel und den Schriften von T.D. Jakes, dem Pfarrer einer amerikanischen Megakirche. Ihre Eltern, die in ihren 70ern und 80ern sind, leben in dem sieben Stunden entfernten Abba, der Heimatstadt ihrer Vorfahren. Adichie und ihre fünf Geschwister, die über die ganze Welt verstreut leben, besuchen sie jedes Jahr an Weihnachten. Ihr Mann, ein Arzt, stammt ebenfalls aus Nigeria.

Wie ist es für Sie heute, in Nigeria zu sein? Empfinden Sie es als Ihre Heimat?

Ich habe zwei Heimaten, aber mein Herz ist in Nigeria. Ich habe das Gefühl, dass ich hier etwas bewirken kann. Gleichzeitig ist es der Ort, der mich am meisten frustriert. Dauernd beschwere ich mich über etwas. Heute Morgen zum Beispiel – der Ventilator ist sehr schwach, man kann die Klimaanlage nicht einschalten. Es hatte einen Kurzschluss gegeben und wir ließen den Generator die ganze Nacht laufen. Heute morgen war der Strom zwar zurück, aber die Spannung ist niedrig. Ich habe meinen Freunden gemurmelt um herauszufinden, wer in meinem Bezirk für die Stromversorgung zuständig ist.

Dann wollte ich Suppe holen, aber das hat 45 Minuten gedauert, weil mein Auto zusammengebrochen ist. Also habe ich mich darüber beschwert. Gleichzeitig habe ich aber auch viel mehr gelacht, als ich es in Amerika getan hätte.

Warum?

Weil sich die Nigerianer den Spaß nicht verderben lassen. Unsere Regierung hat vor Kurzem die Grenze geschlossen, um die Einfuhr von Lebensmitteln und Waren zu reduzieren. Sie hat allerdings nicht dafür gesorgt, dass wir im Land selbst genug produzieren. Die Lebensmittelpreise sind gestiegen, viele Menschen kratzen alles zusammen, um ihre Familien zu ernähren. Die Frau, die meine Haare flechtet, beschwert sich, wie hart das Leben geworden ist. Meine Mittelschichtsfreunde beschwerten sich, dass es auch für sie schwieriger geworden ist. Trotzdem lachen sie. Es ist ein Weg, um mit den Dingen zurechtzukommen.

Sie kamen mit 19 Jahren als Studentin in die USA und haben später erzählt, dass Sie erstaunt waren, wie wenig die Menschen über Afrika wussten. Ihre Mitbewohnerin war davon ausgegangen, dass Sie Trommelmusik hörten.

Es gibt diese unglaublich altmodische Vorstellung von Afrika als einem Ort, der aus Krieg und Dschungel besteht. Mir war vorher nicht klar, wie verbreitet sie ist. Das Bild von meiner Mitbewohnerin und anderen Leuten beruhte auf Fernsehfilmen über Giraffen und Löwen, oder auf Berichten über Krieg und Aids. Die Sicht verändert sich langsam, aber die meisten Leute erkennen nicht, wie komplex Afrika ist.

Ihre vierjährige Tochter wächst in den USA und Nigeria auf. Lebt sie in einem der beiden Länder lieber?

Ich glaube, dass sie beides mag, aber in Nigeria scheint sie aufzublühen. Sie hat hier mehr Leute um sich, ihre Kusinen und Kusins. Ich beziehe meine Freunde mit ein, ich will, dass sie dieses Gemeinschaftsgefühl hat. Sie ist gerade draußen und spielt Fußball.

Ihren großen Durchbruch hatte Adichie 2013, als sie in dem TED-Talk *We should all be feminists* berichtete, wie sie die Ungleichheit zwischen Männern und Frauen erlebt hat. Sie war neun Jahre alt, als ihre Lehrerin der Klasse vor einem Test sagte, dass die Person mit der besten Note Klassensprecher werden würde. Adichie strengte sich an und schrieb die beste Arbeit, doch Klassensprecher wurde der Junge mit dem zweitbesten Ergebnis. Die Lehrerin hatte vergessen, vorher zu sagen, dass nur Jungen das Amt bekleiden konnten, es war für sie selbstverständlich gewesen. Das Buch, das Adichie auf Basis dieses TED-Talks veröffentlichte, machte sie weltberühmt.

Ihr letztes Buch, *Liebe Ijeawele* (2017), ist eine Mischung aus feministischem Manifest und Erziehungsratgeber. Nachdem eine Freundin sie gefragt hatte, wie sie ihre Tochter erziehen solle, schrieb Adichie ihr einen Brief, den sie erst auf Facebook und dann als Sachbuch veröffentlichte. »Ihre Aufgabe ist es nicht, sympathisch zu sein, ihre Aufgabe ist es, ganz und gar sie selbst zu sein«, riet sie ihrer Freundin. Sie erzählt *Liebe Ijeawele* in einem warmen, persönlichen Ton. Jetzt, da man mit ihr spricht, fällt einem auf, dass er an die Wärme in ihrer Stimme erinnert.

Vielleicht liegt hierin ihr besonderes Talent: Obwohl ihr Leben sehr besonders ist, hat sie eine universelle Sprache gefunden, davon zu erzählen. Viele ihrer Geschichten beschreiben die Ungerechtigkeiten, die eine schwarze Frau erlebt, erstaunlicherweise klingen sie nie anklagend oder ideologisch. Es sei gut, Wut zu empfinden, sagt sie. Doch wenn man über Sexismus oder Rassismus spreche, müsse man die Wut beiseite legen, weil andere sonst abschalten.

Mich interessiert, wie Sie auf Ihre Erziehungstipps gekommen sind. Haben Sie »Liebe Ijeawele« geschrieben, als Sie mit Ihrer Tochter schwanger waren?

Nein, ich habe das Buch ungefähr ein Jahr vor meiner Schwangerschaft geschrieben. Jetzt würde ich sagen, dass es sehr einfach ist, Ratschläge zu geben, wenn Du keine Mutter bist – dann bekommst Du ein Kind, und alles ist anders (*lacht*). Ich würde das Buch nicht ändern. Aber ich würde nach jedem Ratschlag hinzufügen: Es ist schwierig. Sehr schwierig!

Was empfinden Sie als besonders schwierig?

Manchmal fühlt es sich an, als hätte sich die Welt gegen Dich verschworen. Du versuchst, für Dein Kind eine feministische Welt zu schaffen, aber ist es eine Parallelwelt. Zuhause bringen wir unserer Tochter bei, dass es kein Spielzeug gibt, das nur für Jungen oder Mädchen da ist. Spielzeug ist Spielzeug, und sie kann die Dinge tun, die sie interessieren. Dann geht sie zur Schule, kommt nach Hause und sagt: »Aber das ist für Jungs!« Kinder sind sehr empfänglich für den Einfluss ihrer Lehrer und Lehrerinnen. Und nur weil die etwas sagen, denkt sie, dass ihre Lehrer Recht haben und ihre Eltern Unrecht.

Wirklich? Sie glaubt ihren Lehrern mehr als ihren Eltern?

Oh ja! Sie glaubt ihren Freunden auch mehr, und sie ist erst vier Jahre alt!

Interessant.

Ich finde das Bildungssystem in beiden Ländern ziemlich konservativ. Die Lehrer sagen: »Jungen sind wild, und Mädchen sind sanft.« Und ich denke: Je öfter Sie das sagen, desto mehr ermutigen Sie die Jungen, nicht ruhig zu sein. Ich finde das besorgniserregend. In den USA gibt es eine alternative Schule, aber die ist anderthalb Stunden von unserem Haus entfernt. In Nigeria gibt es nicht mal eine andere Option. Die Kinder beginnen mit vier zu lesen, aber soziale Fähigkeiten spielen keine große Rolle. In Nigeria wollen sie, dass die Kinder mit sieben multiplizieren können, aber niemand checkt, ob sie auch sozial intelligent sind.

Unter Schriftstellerinnen gibt es seit längerem eine Debatte über Mutterschaft und Kreativität. Die kanadische Autorin Sheila Heti hat einen Roman geschrieben, in dem sich eine Schriftstellerin gegen Kinder entscheidet, weil sie ihrer Arbeit im Wege stehen würden. Die amerikanische Journalistin Lauren Sandler hat einen Essay veröffentlicht, in dem sie ihre großen Vorbilder aufgezählt hat: Susan Sontag, Margaret Atwood, Joan Didion. Alle hatten nur ein Kind. Haben Sie über diese Frage auch mal nachgedacht?

Nicht wirklich. Ich wollte keine Kinder haben, bis ich ein Kind hatte; jetzt ist meine Tochter das Wichtigste in mei-



Adichie wurde in Lagos fotografiert, wo sie mehrere Monate im Jahr lebt. Der Mantel ist vom nigerianischen Label Meena

nem Leben. Ich kann die Sorge aber nachvollziehen. Mutter zu sein, hat Folgen für meine Kreativität, denn um Kunst zu machen, braucht man eine gewisse Portion Egoismus. Den hatte ich sehr lang. Schwangerschaft und Mutterschaft haben meine Prioritäten dann komplett verschoben – auf einmal ist da dieser kleine Mensch, der von meinem Mann und mir komplett abhängig ist, besonders von mir. Ich habe unsere Tochter sechs Monate lang gestillt, den körperlichen Aspekt des Kinderkriegens kann man nicht weg reden. Du veränderst Dich für immer, die Zeit, die Du für Dich hast, schrumpft. Die Folge ist, dass Du nicht so kreativ bist, wie Du sein könntest. Du schreibst weniger, als Du es sonst getan hättest.

Wie würden Sie die Situation von arbeitenden Müttern in Nigeria und den USA im Vergleich beschreiben?

In Nigeria ist es etwas einfacher, weil sich die Menschen viel selbstverständlicher untereinander helfen. Im Westen ist die Vorstellung von Hilfe – auch wenn sie bezahlt ist – vielen Leuten unangenehm, andere können sie sich nicht leisten. Der Druck liegt daher auf den Frauen, auch auf Frauen, die scheinbar eine gleichberechtigte Ehe führen. Sie sind diejenigen, die die meisten Kompromisse eingehen. Und wenn man alles alleine machen muss, bleibt einem nichts anderes übrig, als bei der Arbeit Kompromisse zu machen.

Sie werden zu Veranstaltungen in aller Welt eingeladen. Fällt es Ihnen manchmal schwer, so viel zu reisen, wenn Sie auch Zuhause bei Ihrer Tochter sein könnten?

Meine Tochter macht mich wahnsinnig glücklich, aber ich verfolge trotzdem meinen eigenen Interessen. Manchmal nehme ich sie auf Reisen mit, manchmal will ich sie nicht mitnehmen, um Zeit für mich zu haben. Ab und zu will ich mich einfach an die Person erinnern, die ich bin, wenn ich alleine bin.

Viele Frauen fühlen sich zwischen ihrer Karriere und ihrer Familie hin- und hergerissen: Sie wollen in beiden Bereichen 100 Prozent geben und haben ein schlechtes Gewissen, weil das nicht möglich ist.

Ja, so geht es mir auch. Es gab Situationen, da dachte ich: Vielleicht sollte ich nicht zusagen; ich wäre dann ja für zwei Nächte weg, wer weiß, ob sie das gut verkraftet. Natürlich wird sie klarkommen! Es ist das schlechte Gewissen, das zu mir spricht. Es kommt von meiner Sozialisation als Frau, von all den Ermahnungen, mich erstmal um andere zu kümmern. Die Gesellschaft will, dass Frauen die Fürsorge übernehmen. Und Fürsorge kann wunderschön sein, aber sie ist nicht das einzige im Leben. Auch ich muss mich deswegen mit meinem schlechten Gewissen auseinandersetzen.

Wie machen Sie das?

Ich rede mir gut zu, esse Schokolade und gehe Laufen.

Im vergangenen Jahr hat Adichie eine ausverkaufte Lesung beim Internationalen Literaturfestival in Berlin abgehalten. Sie trug einen lila Overall und offenes, lockiges Haar – eine Frau, die eine natürliche Autorität ausstrahlt, sobald sie einen Raum betritt. Ihre Wirkung auf andere Frauen war bemerkenswert: Sie baten sie um Selfies und umarmten sie, mehrere Mütter fragten sie nach Erziehungstipps. »Ich habe einen Sohn«, sagte eine. »Wie kann ich ihn

zum Feministen erziehen?« Adichie lachte: »Ich hätte liebend gern auch einen Sohn! Ich würde ihm beibringen, Schwäche zu zeigen. Falls er nicht weint, wenn er weinen muss, bekäme er Ärger. Und ich würde ihm nie beibringen, dass es stark ist, zu schweigen. Das ist furchtbar für Männer!«

Adichie gehört zu den Menschen, die Fremden das Gefühl geben, sie seien Freunde. Trotz des Rummels sah sie allen Gesprächspartnern in die Augen, konzentriert beantwortete sie ihre Fragen. Mit einer nigerianischen Zuschauerin tauschte sie Witze auf Igbo aus, »Schwester« nannte sie sie. Ab und zu zog sie sich zurück, um mit ihrem älteren Bruder Okey zu sprechen, der in Nigeria ihren jährlichen Workshop für afrikanische Schriftsteller organisiert und nach Deutschland eingeflogen ist. Er sei bei diesen Veranstaltungen immer an ihrer Seite, sagte er. In den Monaten davor hatten sie zusammen China, Südkorea und Kolumbien besucht.

Ich habe in Berlin gesehen, wie andere Frauen zu Ihnen aufschauen. Wie fühlt sich das für Sie an?

Es ist ein sehr gutes Gefühl! Ich glaube, ich habe das Helfersyndrom. Wenn mir andere Frauen sagen: »Ich habe deine Sachen gelesen und fühle mich dadurch stärker«, berührt mich das sehr. Es ist dieses Gefühl, dass man nicht alleine ist, ein grundlegender Aspekt der menschlichen Erfahrung. Gleichzeitig ist es wichtig zu vermitteln, dass ich nicht alle Antworten habe. Ich tue auch nicht so, als hätte ich sie. Denn das kann zu einer Bürde werden.

Sie haben einmal mit einem Kommentar eine heftige Debatte ausgelöst: Jemand, der vor seiner Transformation mit den Privilegien eines Mannes gelebt habe, sagten Sie, mache nicht die gleiche Erfahrung wie eine Frau, die immer als solche gelebt habe. Einige Transfrauen hatten das Gefühl, Sie würden ihnen ihr Frausein absprechen.

Ich glaube wirklich an Gleichberechtigung und Vielfalt und daran, dass Leute sich so sehen sollten, wie sie sich fühlen. Gleichzeitig empfinde ich es als unehrlich, so zu tun, als gäbe es keine Unterschiede. Es gab Transfrauen, die mir geschrieben haben und das genauso sahen. Aber in der amerikanischen Linken, besonders der akademischen Linken, wird von einem erwartet, dass man ihrem Weltbild komplett zustimmt. Sonst hast Du nicht nur eine schlechte Meinung, Du bist auch ein schlechter Mensch. Ich bin nicht auf social media, aber ich habe gehört, dass mich dort manche, die mich kennen, als Mörderin beschimpft haben: »Ihre Worte sind gewalttätig! Ihre Gewalt bringt Transfrauen um. Sie ist eine Mörderin!« Ich war wirklich schockiert und verwirrt (*schnappt nach Luft*).

Vielleicht bringt der Ruhm eine dunkle Seite mit sich, von der man vorher nichts ahnt.

Manche Leute scheinen die seltsame Ansicht zu vertreten, man sei kein normaler Mensch, wenn man erfolgreich ist. Als verlöre man sein Recht, verletzlich zu sein und verdiene kein Mitleid. Ich musste erleben, dass manche Menschen meine Berühmtheit für sich auszunutzen versucht haben. Meine Fähigkeit, Anderen zu vertrauen, hat stark gelitten.

Ihr Vater wurde 2015 entführt, als er von Nukka nach Abba gefahren wurde. Die Kidnapper verlangten ein Lösegeld von

10 Millionen nigerianischen Naira, umgerechnet 20.000 US Dollar. Wie haben Sie diese Tage erlebt?

Es geschah während des ersten Drittel meiner Schwangerschaft, ich saß gerade draußen vor unserem Haus bei Baltimore und fühlte mich miserabel. Mein Mann kochte etwas, ich empfand den Geruch als ekelhaft. Mein Bruder rief ihn aus Nigeria an, ein anderer Bruder war zu Besuch bei uns. Als sie nach draußen kamen, wusste ich sofort, dass etwas Schlimmes passiert war. Als sie es mir erzählten, konnte ich es nicht glauben. »Nein!«, dachte ich nur. Ich übergab mich. Ich wollte in ein Flugzeug steigen und nach Nigeria fliegen. Meine Familie sagte mir: »Das bringt doch nichts!« Sie hatten alle Angst, dass ich eine Fehlgeburt erleiden könnte. Drei Tage lang habe ich nicht geschlafen. Es war grauenhaft. Richtig, richtig grauenhaft.

Später haben Sie gesagt, dass Sie sich schuldig fühlten.

(Schweigt.) Ich habe mich schuldig gefühlt, aber mein Vater hört es nicht gern, wenn ich das sage. »Natürlich war es nicht deine Schuld«, sagt er. Aber er war wegen mir entführt worden, die Kidnapper haben das sehr deutlich gemacht. »Sag deiner Tochter Chimamanda, dass sie das Lösegeld bezahlen soll!«, haben sie gesagt. Ich habe mich sehr schlecht gefühlt, weil das Ganze nie passiert wäre, wäre ich nicht berühmt. Die Sache hat ihn für den Rest seines Lebens geprägt. Er ist so ein liebenswürdiger Mann, er will auf keinen Fall, dass ich mich schuldig fühle. Aber ich kann nicht anders.

Haben Sie je herausgefunden, wer die Entführer waren?

Wir wissen, dass der Fahrer meines Vaters beteiligt war, er sitzt seit mehreren Jahren im Gefängnis. Die Behörden wollen uns allerdings nicht sagen, wer noch dabei war, also wissen wir es nicht. Das Lösegeld haben wir natürlich auch nie zurückbekommen. Wir wollen unseren Vater nicht re-traumatisieren, deswegen verfolgen wir es nicht weiter und lassen es ruhen.

Machen Sie sich manchmal noch Sorgen um Ihre Eltern?

Inzwischen nicht mehr so viel. Sie sind zurück nach Abba gezogen, der Heimatstadt unserer Vorfahren, dort fühlen sie sich sicher. Wir sind insgesamt aber vorsichtiger worden, wenn wir in unsere Nähe lassen. Ich versuche, nicht so viel darüber nachzudenken. Ich will vorsichtig sein, aber ich will mich nicht von Angst leiten lassen.

Der Ruhm, die Erwartungen, die Reisen – wird es Ihnen manchmal zu viel?

Es gibt Momente, in denen ich mich überwältigt fühle. Wenn ich etwas wirklich nicht tun will, aber mir sage, dass es eine gute Sache wäre, weil sie anderen hilft. Dann bin ich erschöpft. Aber normalerweise hält das nicht sehr lange an, und dann passiert wieder etwas Schönes.

Eine schöne Sache ist, dass Sie mit Ihrer eigenen Geschichte auch die vieler anderer in die Welt gesetzt haben. Das ist ein großer Unterschied zu damals, als Sie noch Geschichten über blonde Mädchen geschrieben haben, die Äpfel aßen.

Manche Leute sagen mir: »Deine Bücher waren die ersten, in denen ich mich selbst gesehen haben.« Das macht mich glücklich und traurig zugleich. Ich wünschte, es wäre nicht der Fall. Aber es macht mich auch froh, dass es nun eine Generation gibt, die sich selbst sehen kann.

Ist das der Grund, warum Sie vorhin gesagt haben, dass Sie in Nigeria etwas bewirken können? Einmal im Jahr unterrichten Sie einen Workshop für Schriftsteller. Ist das Ihre Art, um etwas zurückzugeben?

Ich fühle eine gewisse Verantwortung, aber ich will nicht die einzige auf der Bühne sein. Ich will Teil der Veränderung sein, aber wir haben noch nicht die kritische Masse an afrikanischen, nigerianischen und besonders weiblichen Autoren erreicht. Es gibt noch sehr viel Raum für sehr viele andere.

6.2.20 N°7



art
KARLSRUHE

Klassische Moderne und Gegenwartskunst

13. – 16. Februar 2020 | Messe Karlsruhe

art-karlsruhe.de



messe
— karlsruhe